



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Talleyrands Memoiren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

alles einzelne Thun die Richtung nehmen muß. Dabei mag es vorkommen, daß mancher, den Blick auf das ferne Ziel gerichtet, das Nächstliegende übersieht, während es dem „Praktiker“ geschehen kann, daß er nach Erreichung des sein ganzes Denken beherrschenden nächsten Zieles nicht recht weiß, was er nun weiter wollen und erstreben soll.

Lange Jahre haben die Deutschen über der Beschäftigung mit den letzten Fragen und dem Streben nach entfernt liegenden Idealen die Aufgaben des Tages und die Verwirklichung des zunächst erreichbaren versäumt; unsre Zeit ist der entgegengesetzten Einseitigkeit verfallen und nur zu sehr geneigt, in der gegebenen Wirklichkeit, in der Beschäftigung mit den Hilfsmitteln aufzugehen und darüber das Ideale, die letzten Zwecke aus den Augen zu verlieren; sie verabscheut allen „Doktrinarismus.“ Aufgabe des zukünftigen Geschlechts wird es sein, hier die richtige Mitte zu finden, und nach manchen Anzeichen darf man wohl erwarten, daß dies geschehen werde.



Talleyrands Memoiren



nicht nur bei Lebzeiten können es Staatsmänner selten der Welt recht machen, auch nach ihrem Tode ändert sich das nicht. Man erwartet, man fordert, daß sie über die Zeit, wo sie hervorragenden Anteil an den Geschäften hatten, Aufzeichnungen machen und diese der Öffentlichkeit nicht vorenthalten. Werden diese aber gedruckt, so lange die behandelten Ereignisse noch neu sind, so ist das zu früh; bleiben sie lange verborgen, so verliert das Publikum das Interesse an den Berichten. Plaudern sie Geheimnisse aus, so beschuldigt man den Verfasser der Indiskretion; hat er das Amtsgeheimnis gewahrt, so fragt der Leser: Sonst nichts? Das wußten wir ja schon alles. Bei den jetzt erschienenen Denkwürdigkeiten des Fürsten Talleyrand trifft in beiden Fällen das zweite ein. Sie kommen sehr spät. Nach des Verfassers Willen hätten sie dreißig Jahre nach seinem Tode, also 1868 erscheinen können, aber die Testamentsvollstrecker schoben die Veröffentlichung so weit hinaus, daß man hätte meinen sollen, der alte Fuchs, wie man ihn wohl zu nennen pflegte, erzähle gar gefährliche Dinge. Solche Erwartungen sehen sich nun, wenigstens in dem uns in Übersetzung*) vorliegenden ersten Bande, gründlich getäuscht, und die Methode wird wohl in der Fortsetzung dieselbe bleiben.

*) Memoiren des Fürsten Talleyrand, herausgegeben mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Broglie. Deutsche Originalausgabe von Adolf Ebeling. Köln und Leipzig, Alb. Ngn.

Diese deutsche Ausgabe hat übrigens besondere Merkwürdigkeiten an sich. Die Verlags-Handlung hat es für nötig gefunden, der Vorrede des Herausgebers der Memoiren noch eine eigne voranzuschicken, die den Leser ermahnt, nie zu vergessen, daß der Verfasser ein Franzose war, und daraus seine feindselige Gesinnung gegen Preußen zu erklären, und die ferner versichert, daß Professor Ebeling vor allen berufen gewesen sei, die Memoiren zu übersetzen. Erscheint auch diese Vorrede auf den ersten Blick höchst überflüssig, so entdeckt man doch beim Lesen des Werkes selbst ihre Bedeutung. Anstatt der „Animosität“ gegen Preußen finden wir nämlich zu unsrer Überraschung wiederholt Äußerungen der Teilnahme an dem Schicksal des Landes und der Verehrung für die Königin Luise. Nach dem Tilsiter Frieden wird Talleyrand beauftragt, „mit den preussischen Bevollmächtigten, den beiden Grafen von Kalkreuth und von der Goltz, nicht zu unterhandeln, sondern ihnen einfach die Gebietsabtretungen mitzuteilen, die Napoleon und Alexander Preußen auferlegt hatten, das sich leider fügen mußte.“ Diese Stelle klingt so auffallend, daß man sie im Originale nachlesen möchte, und siehe da! die durchschossen gesetzten Worte fehlen dort gänzlich. Hierdurch aufmerksam geworden vergleicht man weiter und findet eine ganze Reihe von Stellen, wo dem Franzosen Ansichten oder Empfindungen eines Preußen in den Mund gelegt worden sind!

Über ein solches Verfahren braucht wohl kein Wort verloren zu werden. Es weist aber sehr bestimmt auf eine bedenkliche Seite der bestehenden Verträge über geistiges Eigentum hin. Was hier geschehen ist, kann auch bei wichtigerem vorkommen. Wir erinnern uns eines Falles förmlicher Fälschung. Von Cesare Cantus *Storia universale* erschien in der Schweiz eine deutsche Übersetzung als „Weltgeschichte für das katholische Volk.“ Nun ist Cantu zwar ein strenger Katholik, urteilt aber als italienischer Patriot über das Papsttum mit einer Unbefangtheit, die dem Herausgeber „für das (deutsche) katholische Volk“ anstößig erschien, und so wurden seine Aussprüche schlankweg in ihr Gegenteil verkehrt. Die italienischen Zeitungen legten dagegen Verwahrung ein, erreichten jedoch damit nur eine Änderung des Titels der spätern Bände des Werkes. Und es braucht nicht immer mit Absicht das Wort des Verfassers verdreht zu werden, die autorisirte Übersetzung einer wissenschaftlichen Arbeit kann von einem Manne besorgt werden, der nicht die nötigen Kenntnisse dazu hat. Oder denken wir uns beispielsweise, Burns und Byron, Dichter, zu deren vollem Genuße eine nicht gewöhnliche Beherrschung des Englischen erforderlich ist, lebten heute, ein spekulativer Verleger erwürbe das Verlagsrecht und ließe die Übertragung ihrer Dichtungen von einem Stümper ausführen, dann dürfte keine bessere veröffentlicht werden. Daß der Freibeuterei ein Ende gemacht worden ist, haben wir nicht zu beklagen, obwohl Deutschland dabei benachteiligt ist, denn was sich Franzosen und Engländer von deutscher Litteratur aneignen, ist geringfügig gegen die Entlehnungen unsererseits. Aber die Ver-

träge bedürfen entschieden einer Abänderung dahin, daß der Überseher sich mit dem rechtmäßigen Eigentümer des Originals abzufinden hätte, ohne jedoch ein ausschließliches Recht zu erwerben. Dabei würden wahrscheinlich alle Teile besser fahren.

Nach sonst ist die Übersetzung von A. Ebeling keineswegs tabellos. Nachlässigkeiten wie: „Man speiste fast niemals beim Grafen Baudreuil . . . ohne nicht die Hochzeit des (!) Figaro . . . mit in den Kauf nehmen zu müssen“ — „das Zerrwürfnis hatte darin seinen Grund, weil . . .“ und ähnliches sind gar nicht selten, und der „unwiederbringliche Stoß,“ den nach S. 70 Anm. der Ruf der Königin Marie Antoinette durch die Halsbandgeschichte erlitten hat, verdiente einen Ehrenplatz in Sammlungen von — Zeitungsdeutsch.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Talleyrand zurück. Einige Jahre vor seinem Tode hat er ein Glaubensbekenntnis aufgesetzt, das der Herzog von Broglie seiner Vorrede zu den Memoiren einverleibt hat, und das als Leitmotiv der Memorien bezeichnet werden darf. „Nach reiflicher Überlegung beschloß ich, meinem Vaterlande Frankreich zu dienen, gleichviel in welcher Lage es sich befinden möge; in jeder Lage konnte man Gutes fördern und sich nützlich machen. Aus diesem Grunde habe ich auch niemals Bedenken gehabt, allen Regierungen zu dienen, vom Direktorium bis zu der Epoche, wo ich dies schreibe. . . . Keine [Regierung] habe ich früher verlassen, als sie selbst sich verlassen hat.“ Diese Sätze, deren letzter zugleich in sich schließt, daß alle Fehler der Regierungen Frankreichs von der Revolution bis zu seinem Tode vermieden worden wären, wenn sie sich an seine Ratsehläge gehalten hätten, sucht er in der Darstellung seines Wirkens zu erhärten. Allerdings ist sein langes Leben ziemlich reich an Einzelheiten, die mit diesen Sätzen in Widerspruch stehen. Er hat jedoch dreierlei Arten, sich solche lästigen Einwürfe vom Halse zu schaffen. Entweder bringt er eine Ausrede vor, die beweist, wie gering er von dem Verstande und von dem Gedächtnisse seiner künftigen Leser denkt, oder er murmelt sozusagen etwas unverständlich zwischen den Zähnen, oder er stellt sich mit der größten Unbefangenheit an, als hörte er die Frage nicht.

Wir wollen an einigen Beispielen zeigen, wie er fitzliche Dinge behandelt. Bekanntlich leistete er 1791 den Eid auf die Verfassung, weihte zwei konstitutionelle Bischöfe, die dann andern Priestern die Weihe erteilten, und wurde dafür exkommuniziert; erst auf die Fürsprache des ersten Konsuls hob der Nachfolger des Papstes den Bann auf. Nun erfahren wir die Beweggründe seines Handelns. „Fast sämtliche Bischöfe verweigerten den Eid und wurden deshalb abgesetzt. Die Wahlkollegien ernannten ihre Nachfolger, die sich leider über die Nichtbestätigung von Rom hinwegsetzten, aber doch von einem rechtmäßigen katholischen Bischof geweiht werden mußten. Hätte sich dazu niemand gefunden, so stand (!) sehr zu befürchten, daß der gesamte Kultus, wenn er auch noch

nicht gänzlich aufgehoben wurde, was übrigens einige Jahre später geschah, doch den Doktrinen des Calvinismus anheim gefallen wäre, der ohnehin der damaligen allgemeinen Geistesströmung sehr gut entsprach. Dadurch wäre Frankreich vielleicht für den Katholizismus verloren gegangen, der in seiner Hierarchie und in allen seinen kirchlichen Formen sich der monarchischen Staatsform am besten anpaßt. Ich verstand mich also als rechtmäßiger Bischof von Autun dazu, einen (!) der neuerwählten Bischöfe zu weihen, der dann an den übrigen die heilige Handlung vollzog.“ Also um Frankreich vor dem Protestantismus zu bewahren, um Altar und Thron zu schützen, hat er sich dem Bannfluch ausgesetzt, er war ein Märtyrer, der heiliggesprochen zu werden verdiente! In dem erwähnten Glaubensbekenntnisse gleitet er über diese ganze Angelegenheit folgendermaßen hinweg: „Ich hatte schon früher auf mein Amt und meine Würde als Bischof von Autun verzichtet: meine Demission wurde vom Papst angenommen, der mich dem weltlichen Stande zurückgab“ — nach zehn Jahren nämlich. Daß er sogar das Opfer gebracht hatte, als Exkommunizirter eine reiche Frau zu heiraten, erwähnt er nicht einmal.

Als Moreau und Macdonald von Suwarow geschlagen worden waren, „erging es dem Direktorium, wie allen despotischen Regierungen: so lange ihre Armeen siegreich sind, haßt man sie wohl, aber man fürchtet sie zugleich. Wendet sich das Kriegsglück, so werden sie geschmäht und verachtet. Rücksichtslos wurde selbst das Direktorium in den Zeitungen, in Flugschriften und von allen Seiten angegriffen. Die Minister wurden natürlich auch nicht gespart, was mir speziell meinen Rücktritt erleichterte. Schon längst hatte ich nämlich eingesehen, daß ich im Grunde doch nur sehr wenig Schlechtes verhindern konnte, und daß die Zeit noch nicht gekommen war, um (!) Gutes zu leisten. Deshalb hatte ich auch schon bei Zeiten (!) meine Vorkehrungen getroffen und mich mit dem General Bonaparte vor seiner Abreise nach Agypten darüber verständigt.“ Bonaparte hatte vorgeschlagen, ihn nach Konstantinopel zu schicken, das geschah aber nicht; Talleyrand reichte am 20. Juli 1799 sein Entlassungsgesuch ein und bezog ein Landhaus in der Nähe von Paris „um den weiteren Gang der Ereignisse abzuwarten.“ Was warf man ihm vor? Weshalb wurde er nicht Botschafter? Er erinnert sich offenbar nicht daran. Schlagen wir also nach. Da finden wir, daß unter dem 25. Messidor des Jahres VII (13. Juli 1799) sehr interessante „Aufklärungen des Bürgers Talleyrand an seine Mitbürger“ erschienen sind. Es ist ihm peinlich, daran erinnern zu müssen, mit welcher Freude er sich 1789 den ersten und aufrichtigsten Freunden der Freiheit angeschlossen hat. Er wäre unwürdig, einer so schönen Sache gedient zu haben, wenn er wagen wollte, das, was er zu ihrem Triumph beigetragen habe, als ein Opfer anzusehen. Aber sein Staunen dürfe er wohl darüber ausdrücken, sich neuen Angriffen ausgesetzt zu sehen, nachdem er sich den unversöhnlichen Haß der Geistlichkeit und des Adels

von ehemdem so wohl verdient habe. Freilich seien seine Gegner keine Franzosen, Menschen, die für die Begründer der Freiheit niemals Verzeihung haben würden, ihre Sympathien der antirevolutionären Partei der Nationalversammlung zuwandten. Solche Menschen wagten jetzt seine Zuverlässigkeit in Zweifel zu ziehen. Und doch gebe es für jeden Franzosen mit offenen Augen nur drei Möglichkeiten: „Entweder befestigt sich die Republik inmitten aller Angriffe, oder wir werden in einen Abgrund von Verwirrung, in die allgemeine Zerstörung gestürzt, oder das Königtum kehrt zurück, um uns mit noch größerer Wut und Tyrannei zu knechten.“ Nur ein Verrückter könne nach 1792 die Freiheit anderswo als in der Republik suchen, und der Name eines jeden, der an ihrem Sturze arbeiten wolle, werde der Nachwelt mit dem allgemeinen Fluche belastet überliefert werden. Schließlich wendet er sich voll Entrüstung gegen das verleumderische Gerücht, er habe in Amerika die weiße Kokarde angesteckt, und versichert, wenn nur einer von den ihm gemachten Vorwürfen begründet wäre, würde er sich für „den verbrecherischsten Beamten der Republik“ halten.

Wie schade, daß er sich dieses Schriftstückes nicht erinnert hat, das so gut zu den von uns vorausgeschickten Sätzen gepaßt hätte, und noch besser zu dem, was er zur Rechtfertigung des 18. Brumaire und seiner Annahme des Ministerpostens von dem ersten Konsul Bonaparte anführt! „Wenn der 18. Brumaire von wirklichem Nutzen für das Land sein sollte, so mußte man selbst die Monarchie wiederherstellen. Aber man brauchte deshalb noch nicht gleich einen Thron zu errichten. Ich erkläre mich näher. Die Monarchie, d. h. die Oberherrschaft eines Einzigen, kann unter drei Formen gedacht werden, eine Monarchie auf gewisse Jahre, oder eine auf Lebenszeit, oder endlich eine mit Erblichkeit. Zu den beiden ersten gehört vorab (!) kein Thron, denn sie bilden nur den Übergang zu der dritten. Ohne einen Übergang war in Frankreich in seiner jetzigen Lage an die dritte gar nicht zu denken, oder man hätte uns eine solche durch fremde Bajonette aufzwingen müssen. Es galt also, auf eine Neugründung der Monarchie in Frankreich hinarbeiten, wobei aber das Haus Bourbon nicht in Betracht kommen konnte. Dann erst mußte man einen Souverän auf Zeit schaffen, um dadurch zu einem lebenslänglichen, und schließlich zu einem erblichen zu gelangen.“

Wie wir sehen, hatte die Zeit vom 25. Messidor bis zum 18. Brumaire (noch nicht vier Monate) hingereicht, um ihn mit dem Gedanken, der verbrecherischste Beamte der Republik zu sein, völlig auszusöhnen! Zu diesem Kapitel mag noch ein Zug erwähnt werden. Die Beziehungen zu Bonaparte wurden durch einen Brief Talleyrands vom 24. Juli 1797 eingeleitet, worin er seine Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten dem in Oberitalien befehligen General anzeigte, mit der Versicherung, daß dessen ruhmvoller Name ihn leicht alle Schwierigkeiten seines Amtes überwinden lassen

werde, und dem Ausdrucke des Bedauerns, daß der Bonapartes Berichten immer vorausseilende Ruf seiner Thaten ihm wohl selten Gelegenheit lassen werde, dem Direktorium neues mitzuteilen. Diese Schmeicheleien fielen auf so günstigen Boden, daß bald darauf bei der ersten persönlichen Begegnung Bonaparte sagte, er habe sofort aus Talleyrands Briefen in ihm einen ganz andern Menschen erkannt, als die Herren vom Direktorium.

Bekanntermaßen ist Talleyrand oft vorgeworfen worden, der Grund zu seinem großen Reichtum sei durch die — Honorare, wollen wir sagen — gelegt worden, die er sich für geheime Dienste habe zahlen lassen, und Napoleon selbst kränkte ihn durch solche Bemerkungen. Einmal hat er sich auf Gewinne am Spieltisch ausgedehnt. In dem Glaubensbekenntnis lesen wir, er habe von keiner Regierung mehr erhalten, als er ihr durch seine Dienste gegeben habe — ein Satz, der in seiner Zweideutigkeit kaum anzufechten sein wird —, und bei Gelegenheit der Gründung des Rheinbundes sagt er bescheiden: „Ich vermittelte auch hier, wie schon früher, zu Gunsten mancher kleinen Souveräne, die an ihrem Länderbesitz Einbuße erlitten, was oft große Schwierigkeiten mit sich brachte.“

Nach diesen Proben, deren Zahl sich noch beträchtlich vermehren ließe, wird der Leser gern glauben, wenn wir behaupten, das Anziehendste in den Memoiren Talleyrands seien die Beiträge, die sie zu seiner eignen Charakteristik liefern. Was er über die politischen Verhältnisse im allgemeinen und über die großen Ereignisse mitteilt, an denen er beteiligt oder deren Zeuge er gewesen ist, ist zum größten Teil bekannt oder für die Gegenwart von geringem Interesse, seine Darstellung mitunter von langweilender Breite, besonders wo er auf seine Ideen oder sein Wissen am meisten stolz ist, wie bei der Auseinandersetzung, wie er im Gegensatz zu dem verhassten Necker (dem „Ausländer, noch dazu Bürger eines kleinen Freistaates, der sogar einem andern Glaubensbekenntnis angehörte!“) die Finanzen geregelt haben würde, oder bei seinem vertraulichen Verkehre mit dem Kaiser Alexander. Daß ferner die gelegentlichen moralischen Betrachtungen oberflächlich oder hausbacken ausfallen, kann bei dem Manne nicht auffallen, bei dem die Frivolität Fleisch und Blut geworden war. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß der Leser nicht manche Ausbeute an Gedanken, Schilderungen von Menschen und Zuständen, geschichtlichen Notizen gewinnen könne.

Seine Kinderzeit schildert er als liebe- und freudeleer, zwischen den Zeilen läßt sich allenfalls lesen, daß das Körpergebrecben, das ihm seit seinem vierten Jahr anhaftete, und das ihn untauglich für den Soldatenstand machte, das Sinken, auf die ohnehin geringe Zärtlichkeit seiner Eltern Einfluß gehabt habe. Einen Lichtblick brachte ihm der Aufenthalt bei seiner Großmutter, einer Fürstin von Chalais; was er von dem Verhältnis dieser Dame zu ihren Unterthanen erzählt, liefert neue Belege zu dem von Taine ent-

worfenen Bilde von dem Leben in den Provinzen vor Ausbruch der Revolution. Der Widerspruch zwischen diesen Schilderungen und Talleyrands Verherrlichungen der Revolution kann uns nicht mehr befremden. Ohne um seine Neigung befragt zu werden, wurde er zum Kleriker bestimmt, und seine Gaben müssen sich bald so bemerkbar gemacht haben, daß ihn der Erzbischof von Rheims 1775 zum geistlichen Fiskal ernannte (eine Stellung, in der er jeden Priester, der sich etwas hatte zu schulden kommen lassen, zur Rechenschaft ziehen und außerdem die Rechte, die Freiheit und die Disziplin der Kirche wahren und verteidigen mußte), und bald darauf wurde er einer von den beiden Generalvertretern des gesamten französischen Klerus, den Organen des Klerus gegenüber der Regierung. Er war erst einundzwanzig Jahre alt, und damals begann die Zeit, die „das eigentümliche hatte, daß jeder das Bedürfnis fühlte, ein Talent zu zeigen, das außerhalb seiner Stellung lag.“ Dabei war er eingeständenermaßen höchst ehrgeizig; „übrigens war mein Ehrgeiz damals noch reiner Natur; ich strebte hoch hinauf, aber mit der redlichen Absicht, das Gute zu fördern.“ Dies „damals noch“ muß ihm unbemerkt aus der Feder geschlüpft sein! Zwei Jahre lang besuchte er die Sorbonne und beschäftigte sich „mit allen möglichen Dingen, ausgenommen mit der Theologie.“ Dann richtete er sich in Paris ein Haus ein und suchte die Bekanntschaft ausgezeichneten Personen, von denen er bei dieser und spätern Gelegenheiten eine Menge aufzählt, vielfach solche, deren Namen längst vergessen sind. Als seine täglichen Frühstücksgäste werden neben manchen andern genannt Chamford und Mirabeau, und das ist, wenn wir nicht irren, das einzigemal, wo Mirabeaus Name in diesen Memoiren Erwähnung findet.

Sehr ergötzlich sind zum Teil die Schilderungen der vornehmen Pariser Gesellschaft in der Zeit, wo diese noch mit der Revolution spielte. „Hohes Spiel und Schöngesterei“ hatten eine Vermischung der Stände zu wege gebracht. Junge Frauen von oberflächlicher Bildung sprachen keck über Regierung und Verwaltung; Talleyrand behauptet auf einem Ballé mitangehört zu haben, wie Damen, darunter die kaum zwanzigjährige Frau von Staël, ihren Tänzern Vorträge über die französische Marine, über Eingangszölle und Tabaksteuer hielten. Und er selbst gesteht, durch die Dreistigkeit, mit der er Necker staatsmännisches und Verwaltungstalent absprach, Aufmerksamkeit erregt zu haben. Auch will er schon damals ein entschiedener Gegner der Kolonialpolitik gewesen sein, insofern ihr Ziel jenseits des Ozeans lag, und verbreitet sich ausführlich über die Notwendigkeit, Frankreich zum Herrn des Mittelmeeres zu machen, „in Verbindung mit seinem natürlichen Verbündeten Spanien.“

Die Einberufung oder doch die Zusammensetzung der Generalstaaten unterzieht er einer scharfen Kritik, immer mit der Miene, als hätte er schon damals die geläuterten Ansichten wie im Alter gehabt. Man hätte den dritten Stand mit seinen vielen Advokaten, „die bekanntlich durch ihre Pro-

fession und die damit verbundene Geistesrichtung sehr gefährlich sind," schwächen und unschädlich machen müssen, entweder durch Beschränkung des aktiven und passiven Wahlrechts, „sodaß immer nur die ersten und bedeutendsten eines jeden Standes gewählt werden konnten“ (!), oder „durch Bildung einer Pairie aus den beiden ersten Ständen.“ Er geht so weit, auszusprechen, auf diesem Wege hätte Necker „vielleicht“ den Umsturz des Thrones und die Greuel der Revolution verhindern können. Und das sagt er unmittelbar, nachdem er die Verbreitung der „neuen Ideen,“ der Lehren der Encyclopädie gerade unter den höhern Ständen betont hat, und angesichts der Thatsache, daß gerade er mit wenigen andern von Adel sich in der Nationalversammlung dem dritten Stande angeschlossen hat!

Hier darf eine Episode nicht unerwähnt bleiben, die in drei nicht wesentlich von einander abweichenden Darstellungen vorliegt, einmal im Texte der Memoiren, dann in den als Anhang gedruckten Berichten eines Herrn von Bacourt und eines Legitimisten Baron Vitrolles, denen Talleyrand den Vorfall erzählt hatte. Talleyrand und einige Genossen wollten, als sich der dritte Stand als die alleinige Volksvertretung proklamirt hatte, dem Könige die Auflösung der Generalstaaten vorschlagen, sie wurden an den Grafen von Artois gewiesen, der jedoch den Schritt zu gewagt fand. Nun heißt es in den Memoiren: „Da sah ich ein, daß ich nicht mehr helfen konnte, und überhaupt zu nichts mehr zu gebrauchen war, und hielt es für geraten, nur an mich selbst zu denken.“ Rückhaltloser äußerte er sich gegen Vitrolles, der 1814 nach Nancy an den Grafen von Artois geschickt worden war, um ihn zu bewegen, sich als Generalleutnant des Königreiches an die Spitze der Regierung zu stellen. Talleyrand beauftragte ihn, den Prinzen an die erwähnte Unterredung zu erinnern, und erzählte: „Nach der Weigerung des Prinzen baten wir ihn, uns zu erlauben, ihm ohne Rückhalt zu erklären, daß, wenn dieser Schritt, den uns die Stimme unsers Gewissens und das aufrichtige Staatsinteresse eingegeben [hätten], erfolglos bleiben sollte, Se. Hoheit sich nicht verwundern müsse, wenn wir uns dem Revolutionssturm, den wir doch nicht zu hemmen imstande seien, anschließen, und uns den neuen Ideen anbequemen.“ Vitrolles fährt fort, der Prinz habe den Inhalt der Unterredung bestätigt, drückt aber sein Erstaunen über „die diplomatische Schlaueit dieses Mannes“ aus, der mit so naivem Gesichte und so unbefangenen eine fernliegende Erinnerung zu einer Beschönigung, wonicht zu einer Rechtfertigung seines ganzen revolutionären Lebens geschickt benutzte; „wie hier, so wird er auch leicht für hundert andre Vorwürfe eine Ausflucht gefunden haben.“ Diesen Ton findet Herr von Bacourt, an den der Brief gerichtet ist, „etwas gehässig.“

Ein langer Exkurs über den Herzog Philipp von Orleans (Egalité) enthält kaum etwas bemerkenswertes; die Wahrheit, daß sich dieser Mensch in

jedem Lebensalter gleichgeblieben sei, kann auf Neuheit keinen Anspruch machen. Auch die Charakteristik der Frau von Genlis dürfte nur wenige Leser interessieren. Mehr Wert hätte es, wenn Talleyrand über seine Beobachtungen in Amerika etwas mittheilbarer gewesen wäre. Die Gewandtheit, mit der er sein Thun als Minister Napoleons in ein ihm günstiges Licht stellt, seinen Eifer, seine Weisheit und seine „Treue“ hervorhebt und dabei immer seine Untreue als Sorge für den Weltfrieden darzustellen weiß, erregt allerdings unsre Bewunderung, doch schwächen die vielen Wiederholungen den Eindruck ab.

Hier noch einige Beiträge für Sammler von „Lichtstrahlen.“

„Die Leutseligkeit der Monarchen erweckt wohl Zuneigung, aber keine Ehrfurcht, und die erstere erlischt bei dem geringsten Mißverständnis und bei der unbedeutendsten Verwicklung. Dann will man auf die verlorene Macht zurückgreifen und ermannt sich auch, aber nur schwankend und vorübergehend; denn die Energie ist dahin. Eine Regierung, die nicht mehr kräftig und selbstbewußt handeln kann, fällt immer wieder in die alte Schwäche zurück. Sie nimmt dann wohl zu einem Ministerwechsel ihre Zuflucht und glaubt damit dem Übel zu steuern, aber sie befriedigt damit nur eine gewisse Partei, und die Gesamtheit geht leer aus.“

„Welch eine unsinnige Vermessenheit, die Welt durch Abstraktionen, Analysen, durch die schwankenden Begriffe von Freiheit und Gleichheit und durch eine rein metaphysische Moral regieren zu wollen!“

„Die alten Vorrechte der Geburt und des Ranges . . . konnten vielleicht später zurückgegeben werden; denn in einer Monarchie ist das Gleichheitsprinzip, in seinem vollen Umfange angewendet, nichts weiter als eine vorübergehende Krankheit, nicht eben allzu gefährlich, wenn man sie ihren ruhigen Verlauf nehmen läßt; aber der einmal verlorene Grundbesitz war weit schwerer wiederzuerlangen. . . . Was konnte dem Staate der Adel noch nützen, wenn er, der früher eine der Hauptstützen der Monarchie gewesen, besitzlos geworden war?“

„Der Ackerbau kennt kein gewaltsames Vorgehen; der Handel dagegen ist ein Eroberer, der stets von neuen Siegen träumt.“

Dem Bande sind zwei Bildnisse, Talleyrand als Abbé und als Minister, ferner seine und Ludwigs des Achten Handschrift beigegeben.

